

Berliner Familien-Zeitung

Liebe und Kreuzwörterzel ROMAN VON PAUL VAN DER HURK

[12. Fortsetzung] [Redaktion verboten.]

Und dann der große Rauch mit Cline Mertens, der Schauspieler. Die Begegnung bei den Proben seines Stüdes — das war auch schon wieder fünf Jahre her — die Premiere, die Feier — der Heimweg — das erstmal bei ihr — dieses Zimmer — der Schreibtisch mit all den Photos, die vielen Bilder ringum an der Wand, die Bilder, die Schleifen — der große Divan, die Kissen, die Puppen — der dämmerige Kampf — und die Frau, so sprühend, so geistreich, so glücklich, so jung — jung!

Es war ein Rauch — von Tagen, Wochen, umschüllt . . .

Und dann eines Nachts dieser furchtbare Rauch — um nichts, aus Kaune, aus unbedachteter Eifersucht.

War das seine Cline? Als ob eine Last auf ihm lag. So viel Gemeinheit, Nachsicht, Haß und Bosheit in einem Bild. Die tiefen Falten auf einmal, die weiße Haut und diese furchtbare, freisprechende Stimme: „Wer bist du denn? Ein Raub, ein Raub — ich könnte deine Mutter sein, ich Cline Mertens. Du, dich mich an, daß du weißt, wen du liebst!“ Er sah diese gräßlich verzerrte Gesicht — er hörte noch einmal das kalte, zynische Lachen — den Mund, den sie trat, und der aussah wie ein gepregeltes Kind — und wieder eine Tür ins Schloß, und wieder . . .

Und dann — warum sitzen ihm alle diese Dinge ein — die Cäzarin Vera Vera, die eine Dame sein konnte, wenn sie nützte und mit ihm allein — mit den wundervoll schmalen und weißen Händen, womit sie durch seine Haare streichen konnte, wie früher nur seine Mutter — die ihren Schmutz verstreute für Kuchen und Wein, um ihn zu verwöhnen — und die einmal sagte: „Weißt du, Kleiner, daß ich dich gefunden habe, ich das größte Glück. Nie war ich so glücklich wie jetzt, da ich dich habe.“ — Und sie glaubte in diesem Augenblick bestimmt eigenen Worten.

„Bis eines Abends — er sah noch die Spuren deutlich vor seinen Augen — bis sie eines Abends sagte: Ich möchte mal wieder groß ausgeben; ich habe ein Knieb von der Wilma, das heißt du nicht gefahren.“

Es war ein Silberstückenfeld, das um ihren schönen Körper lag wie angezogen. Nie war sie so schön gewesen wie an diesem Abend. — Darum gingen sie gerade in die Bar, wo der Jazz-Spieler und Stimmungsmacher sie kannte aus Baden-Baden, wo ein Keller sie sah und sie küßend sagte: Wo Zerstörer und sonstige Leute sie mit Haß begrüßten und die Kapelle einen Aufschrei machte über die gefeierte Cäzarin? Wo sie endlich mitten auf dem Parquet stand, befaßt mit und bejubelt von einer großen, halb betrunkenen Menge? — Da fand sie und küßte sich wie eine Königin — und tauchte mit einemmal wieder unter in die Almsphäre von Schmutz und überstimmtem Stumpfsinn. — Er ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen, und fuhr in den Klub, wo er seit Wochen nicht mehr gewesen war, und traf einen Kognak, um den schlechten Geschmack von der Zunge zu spülen. — Und doch hatte er auch Vera Vera geliebt, vielleicht nur wegen ihrer schönen Hände, und doch geistert um ihren päpstlichen Anruf.

Und wie viele andere nach ihr. Und jetzt wieder Grace. Und nun fing er an, über Grace nachzudenken und mit Absicht alle ihre Fehler aufzuzählen. Sie war doch eigentlich dumm. — Nein, sie war jung und wußte noch nicht abzuhelfen, doch war sie nicht dumm — sie war oberflächlich und spielerisch — nein, nein, sie war noch ein Kind, ein wunderbares, unbeschriebenes Kind, und je mehr er über sie nachdachte, desto schöner, entzückender und lieber fand er sie.

Aber sie hatte nicht geantwortet und vielleicht war sie längst schon abgereist.

Er sagte den Plan, am nächsten Morgen nach Monte Carlo zu fahren, um wenigstens sein Glück im Spiel zu versuchen, und endlich seien seine Augen zu und er schlief ein.

Grace schlief schon lange. Als sie das Telegramm bekommen hatte, war sie schon halb entschlafen gewesen, zu antworten, aber die Capote ihres Zimmers hatte ein Blumenmuster. Und nun begann sie, an den Blumen abzulesen: Ja, nein, ja, nein — — — Und als sie alle Blumen abgelesen hatte, wußte sie nicht mehr genau, wo sie angangen. Das machte sie zweimal, und beide Male war es nein. Inzwischen war es zwölf Uhr geworden, und dann telefonierte sie doch, aber Johnny war gerade weggegangen. Sie wollte es am nächsten Morgen noch einmal versuchen, sie war jetzt neugierig, sie wollte unbedingt wissen, wer die schwarze Frau sei. — So schlief sie ein und war schon wieder ganz verfallen.

Aber Jean Ducour schlief nicht. Maurice Duval lebte, er war in Europa, und Herr Schmidt hatte ihn vor zwei Tagen im Zuge gesehen.

Dieser Mann war ihr Schicksal. Vor sieben Jahren hatte sie ihn kennengelernt. Damals wohnte sie noch in Paris im Quartier latin. Ihre Mutter war schon lange tot, ihr Vater war im Krieg gefallen. Sie hatte das Gymnasium besucht und

studierte nun mit einem Stipendium und dem kleinen Zuschuß eines Onkels. Es war ein hartes Leben. Sie hatte ein kleines Zimmer im obersten Stock, mageren Kost und Arbeit von morgens bis abends. Sie studierte Jurisprudenz und Philosophie, sie hatte einen eifrigen Willen, hohe Ideale und weitgehende Ziele, und ihre Professoren bewunderten ihre Intelligenz und ihren Fleiß.

Sie hatte sich ferngehalten von den vielen Vergnügungen ihrer geselligen Heimatsstadt, sie lebte einsam und nur ihren Studien.

Bis sie an einem Sonntag die Kuff bekam, einmal in einem der kleinen, aber ausgezeichnet guten Kaffee in der Nähe des Boulevard des Italiens gut zu essen. Und dann setzte sich — alle Tische waren besetzt — ein Herr an ihren Tisch, und das war Maurice Duval.

Sie hatten sich unterhalten, zuerst über Literatur, dann über Politik und soziale Fragen, sie hatten Kaffee getrunken, vor einem der Boulevarde-Cafés, und als sie sich am Spätnachmittag trennten — Duval mußte abends in eine Gesellschaft — hatte er gesagt: „Sagen Sie morgen wieder in demselben Lokal?“

Nein, das konnte sie nicht, sie war an der Universität und durfte nicht so viel Zeit verlieren — und sie hatte dazu kein Geld, aber das sagte sie nicht.

„Dann sehen wir uns vielleicht nächsten Sonntag“, sagte Duval lechzend beim Abschied. Zeit schmeichelndes Wort, sein särtlicher Blick, ein kurzer Händedruck nur, und dann war er in der luftwandelnden Menge der sonntäglichen Boulevarde verschwunden.

„Dann sehen wir uns vielleicht nächsten Sonntag“ — Klang es immer wieder in ihren Ohren.

Warum hatte sie diese Woche keine Ange, warum flatterten ihre Gedanken immer wieder von der Arbeit ab. Was er der milde Pariser Frühling, was es die Sonne, die luftig-jitternde Kieselchen auf ihren Tisch war?

Jeanne war damals zwanzig Jahre. Die Männer, die sie kannte, ihre Lehrer und Studiengenossen, waren ihr nie als andersgeschlechtliche Menschen vorgekommen. Sie waren freundlich und aufmerksam zu ihr und sie zu ihnen, doch weiter nichts. Und Grundmann hatte Jeanne nicht. Sie war einfach, ganz einfach.

Ihre Kollegen in der großen Klasse der Bibliothek blühten ganz erkrankt auf, als sie plötzlich ihr Buch zu klappte und, den Kopf in die Hände gesenkt, verlor sich in das Strahlenbündel der Sonne flart.

Und endlich kam der Sonntag. Es war ein herrliches Wetter. Jeanne öffnete ihr kleines Fenster und sah hinaus auf das unendliche Häusermeer. Ein hellblauer Rauch lag über der weiten Stadt. Paris war in Sonne gebadet.

Es war Ostermontag.

Sie fuhr mit der Metro zum Place de l'Opéra und ging die belebten Boulevarde entlang. Es war Frühling in Paris und seit vielen Jahren der erste, der nicht von der dumpfsten Atmosphäre des langen Krieges getrübt war. Die Frauen trugen ihre hellen Kleider und Mäntel und hatten ihre neuen Hüte aufgesetzt, und selbst die kleine Melinette hatte sich mit billigem Tand geschmückt zu diesem Sonntag.

Erst jetzt dachte Jeanne daran, daß sie immer noch ihr altes schwarzes Köpfchen anhatte und den bunten Hüteband, und sie kam sich zwischen all den hellgekleideten Menschen traurig und häßlich vor.

Aber in ihrem jungen, bangen Herzen jubelte es: Dann sehen wir uns vielleicht nächsten Sonntag.

Das kleine Lokal war diesmal nicht sehr besetzt, und Duval war noch nicht da. Sie setzte sich an denselben Tisch, wo sie den vorigen Sonntag gesessen hatten, und wartete. Es wurde eine halbe Stunde, es wurde eine Stunde, sie hatte so langsam gesessen, wie sie eben konnte, und jetzt brach die Kellnerin gerade den Tisch.

Und plötzlich fand er vor ihr. Mit lächelnden, fröhlichen Augen: „Das ist aber nett, daß Sie gekommen sind“, und dann, fast wie entschuldigend: „Ich bin etwas später heute.“

Er erzählte, was er gemacht hatte, die ganze Woche, sie hörte ihm schweigend zu, und seine Fröhlichkeit und lustige Stimmung steckte sie an. Er hatte ganz schnell gegessen und sagte dann: „Und jetzt wollen wir Kaffee trinken, aber nicht in der Stadt, sondern weit weg, wo wenig Menschen sind.“ Draußen stand ein wunderbares, rotatiertes Auto. Es war nur Platz für zwei. Er hat sie, einzuweisen, der Motor sprang mit leiser Surren an, und dann glitten sie lautlos, ohne den Boden zu spüren, die Boulevarde entlang, die Avenue des Champs Elysees hinauf, durch den Bois de Boulogne hinaus, hinaus in den herrlichen Frühling. Sie waren in einer kleinen Herberge eingekerkert und saßen nun wieder weiter und weiter. Der Abend dämmerte schon, und es war etwas kühl geworden. „Wohin fahren wir eigentlich?“ fragte Jeanne einmal.

Duval nahm das Gas von seinem Motor weg, sah sie mit lächelnden Augen an und antwortete: „Ich weiß es noch nicht — aber wenn Sie zurück wollen?“

Da sagte Jeanne nichts mehr, sondern sogte seinen Arm und drückte ihren heißen Kopf an seine Schulter.

Der Motor jurrte wieder, die Räder wurden angebracht, und weiter ging es durch tiefe Wälder, einem unbekanntem Ziel entgegen.

Erst nach acht Tagen — Jeanne dachte doch Ostersfesten — fuhren sie nach Paris zurück . . .

Cheri, mo cheri, dachte Jeanne — ob ich dich nochmal wiedersehe? Dann schlief sie ein und träumte von einem Mann, der Leichtigkeit hatte mit Duval, der sich aber, sobald sie näherkam und ihn berührte, in einen Stein veränderte. Und später — kann er selbst vor ihr, es trennten sie nur eine schmale Straße, aber sie konnte sich nicht rücken, um zu ihm hinüber zu gehen. Endlich ging er weiter, und sie lief über den Straßendam, aber bevor sie noch das gegenüberliegende Trottoir erreicht hatte, fiel sie vornüber hin. Die Autos und Wagen fuhren um sie herum, aber niemand hob sie auf, und sie konnte allein nicht aufstehen.

Es war ein schrecklicher Traum.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen

Viele Menschen brauchen Gott nur, um nicht befürchten zu müssen, daß die Sterne eines Tages auf sie herabfallen.

Der Sinn des Lebens ist, dem Tod seinen Unsin zu nehmen.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophonplatte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hineingesetzt hat.

Die Jugend eines reifen Mädchens ist wie die Bilanz einer Aktiengesellschaft: nach außen hin stimmt sie genau, aber niemand glaubt daran.

Ein echter Künstler muß wie ein Reitan sein, der seine Kinder mit seinem eigenen Schwanz nährt.

Wer seinen Freund seiner Frau vorstellt, ist wie ein Mann, der den Stuhlsteller statt in der Erde im Selen erden läßt.

Mancher Beamter ist so eingebildet, daß er sich am liebsten selbst bei einer Volkshaltung doppelt rechnen würde.

Mancher Jurist ist wie ein Schornsteinfeger, der glaubt, daß die Welt nur der Kamin halber geschaffen sei.

Die Verleger sind die Besessenen der Böden. Auch für ein Manuskript ist es besser, wenn es von seiner Mutter, als von der Kasse Intellekt genährt wird.

Diplomaten sind politische Landstreicher; sie können nichts dafür, daß man sie für Propheten hält.

Was die Menschen Liebe nennen, ist oft nur die erste Bestäubung.

Die moralische Enttäufung ist oft die Küftung der Amoralischen.

Jugend ist das, was die Frauen sich gegenseitig abpredigen.

Der Herr ist ein Wanderer, bei dem Plan und Wort sich vor lauter Grundschmerz nicht tun dürfen. Er ist der Fechter mancher Regierung, daß sie ihre Augen nicht von der Hefe des Volkes mit Schiefspulver zu baden verliert.

Das Herz eines geistlich geschützten Mädchens ist oft besser als die Zunge einer anständigen Frau. Man soll einem Mädchen nicht den Himmel nehmen, wenn man ihn ihnen lehren will.

Die Aphorismen sind das Kunstgeheimnis der Poetik.

Künstler nennt sich jeder, der doch nur mit Ungeduldshitsproben ostentiert ist.

Geno Ohlischlaeger

AM RUNDENK

Wichtige Änderungen in der Berliner Sendestelle — Ein neuer Konzertmeister und ein verwalter Dirigentenposten — Fehlende Künstlerische Leitung — Fehlende Kontrolle

So dann und wann bringt sich einem die Frage auf, „Was geht im Berliner Sender vor sich?“ Gestalten kommen und verschwinden unregelmäßig, wichtige Posten bleiben unbesetzt, dafür wird das Arbeitsgebiet einzelner — nach außen hin: interimsmäßig — unregelmäßig erweitert.

Zum Refren des Ganzen? Wohl schwerlich!

Sich aufreden kann man bei der Berufung des Geigers Maurits van den Berg als ersten Konzertmeister für das Rundfunkorchester sein. Wir kennen und schätzen den Künstler, der bis vor Jahresfrist am ersten Platz des philharmonischen Orchesters saß, ob seiner geistreichen Fähigkeiten, seiner Zuverlässigkeit und seiner Führertätigkeit. Mit ihm tritt ein erfahrener Orchesterleiter und vornehmer Geist in das Ensemble ein, der unter Dirigenten wie Nikisch, Furtwängler und wie sie alle heißen mögen, gepfeift hat, der Konzertprezios in hohem Maße besitzt und den amtierenden Dirigenten eine wertvolle Hilfe sein kann.

Namit ist nichts gegen die beiden anderen Konzertmeister gesagt, die bisher mit dem genannten von den Berg im besten Einverständnis zusammenarbeiten werden. Immerhin scheinen hinter den Kulissen sich geheimnisvolle Dinge abzuspielen, die nicht dazu angetan sind, die Gimmigkeit des Orchesters zu hären, aus der allein die künstlerische Arbeit sich entwickeln kann. Es hat den Anschein, als suchte man nach einem äußeren Anstoß, sich eines der beiden früheren Konzertmeister zu entledigen.

Zwei gibt es Arbeit für das Orchester in der reichsten Umfang, daß wir dort getrost auch drei Dirigenten gebrauchen können. Denn es ist ja nicht nur das abendliche Konzert, es sind daneben ja auch die Nachmittagskonzerte zu betreiben, es sind Proben erforderlich und man darf nicht vergessen, daß sich die Tätigkeit in dem ungeschlossenen Raum, ohne das anregende Moment der Gegenwart eines beifallpendenden Publikums eine erhebliche Verringerung, eine tiefere Konzentrierung erforderlich macht. Das aber kostet Nerven! Und wenn man das Orchester leitungsstark und auf künstlerischer Höhe halten will, dann muß auch die Möglichkeit gegeben sein, die gegenseitige Entlastung einzelner zu bewahren.

Am Interesse des Orchesters ist zu wünschen, daß sich die Direktion nicht zu vorzeitigem Entschließen verleiten läßt.

Gleichzeitig mit der Berufung des neuen Konzertmeisters erfahren wir, daß der zweite Dirigent des Rundfunkorchesters, Dr. Wilhelm Buschföcker, ausgeschieden, um als erster Kapellmeister an den neuen, großen Rheinländer überzugehen. Wir können dem jungen, begabten Orchesterleiter getrost das neue Reich beifügen, aber wir fragen auch hier: was es durchaus notwendig, gerade den Künstler gehen zu lassen, der als gänzlich Unbekannter hier erstrahlt und sofort durch seine qualitativ hoch stehenden Leistungen sich an-

sehen und Küftung verschafft? Zessen Programm durch die seine Art ihrer Zusammenstellung selbst dem Fachmann aufhellen? Der aus den ostindien, sogenannten „populären“ Konzerten „Nach Feierabend“ allen Rhythmus zu kommen wußte und uns mit Werken erfreute, die kaum jezt gehört wurden und doch dem allgemeinen Geschmack Rechnung trugen?

Von einer Befragung des vermaßen Postens hört man nichts! Lediglich ein ständiger Dirigent, der sich dadurch auch noch als Kammermusikspieler und Regisseur betätigt, die Führung des Orchesters behaltet!

Die Reichs Rundfunk-Gesellschaft hat in ihrer Statistik berechnet, wieviel „Betriebsstunden“ auf die einzelnen Sender entfallen. Wieviel bedeutet sie nun auch einmal, wieviel „Betriebsstunden“ der Dirigent, Pianist und Kammermusikspieler in einer Person, der verantwortliche Orchesterleiter des größten deutschen Senders, zu leisten hat! Und dann überlege man, ob bei dieser Belastung auch noch wirklich künstlerische Arbeit zu leisten ist, oder ob man dann nicht lieber auch von „Betrieb“ spricht.

Und wenn ist die multifunktions-künstlerische Gesamtleitung überantwortet? Allein dem verantwortlichen Leiter der Oper-Abteilung, Cornelis Bronsgeest. Die Konzertabteilung harzt immer noch ihres Führers. Kann sich ein Künstler, der selbst noch als Sänger auf der Bühne der Staatsoper tätig ist, dort gleichzeitig auch Proben wahrzunehmen hat, mit gleichen Erfolg der Vorbereitung seiner Sendepflichten widmen, wobei es sich doch nicht nur um das Probieren, sondern vielfach um durchgreifende Bearbeitungen handelt, und gleichzeitig die wichtige Konzertabteilung leiten, Programme zusammenstellen, Solfen verpflichten?

Ein so weites Arbeitsgebiet verlangt eine Leitung der Kräfte!

Die Konzentrierung der Arbeit auf einige wenige Männer kann der Entwicklung nicht förderlich sein, wenn diese doch noch selbst künstlerisch tätig sind. Man denke an die Neuordnung der Verhältnisse an unserer Staatsoper. Da steht zwar ein Generalintendant an der Spitze des Ganzen, die bescheidene Führung der einzelnen Institute ist den verschiedenen Direktoren überlassen. Ein so weites Arbeitsgebiet wie es der Rundfunk darstellt, verlangt auch eine Aufstellung und selbstverantwortliche Leiter.

Nachdem man jetzt einen politischen Überwachungsanspruch erhebt, hat dürfte es nun auch an der Zeit sein, den künstlerischen und organisatorischen Betrieb durch eine Kommission überwaachen zu lassen. Denn immer wieder muß betont werden, daß der Rundfunk kein Privatunternehmen ist, sondern eine öffentliche Einrichtung im Dienste der Allgemeinheit.

Lothar Band